

Unkraut im Regen

Ich hatte einen anstrengenden Tag hinter mir. Einen dieser Tage, die nicht nur durch das ermüden, was geschieht, sondern auch durch das, was nicht geschieht. Zweimal musste ich lange warten, ohne zu wissen, wie lange es dauern würde. Das ist eine besondere Form der Anstrengung. Man kann sich auf nichts einstellen. Man kann nicht fortgehen, aber auch nichts beginnen, das einen wirklich forträgt.

Also saß ich im Eingangsbereich eines Krankenhauses und beobachtete Menschen. Ich wartete.

Wahrscheinlich war es Zufall. Aber die vier männlichen Pfleger, die ich im Laufe der Zeit wahrnahm, hatten alle auffallend viel Sorgfalt auf ihre Haare verwendet. Der eine trug sie lang, obwohl die lichten Stellen des Haupthaars nicht zu übersehen waren. Ein anderer hatte sich eine üppige Fönfrisur geschaffen, die seinen Kopf fast doppelt so groß erscheinen ließ. Die Ärzte dagegen waren frisurentechnisch vollkommen schmucklos.

Vielleicht, dachte ich, ist die Frisur der kleine Aufstand des Pflegers gegen den Kasack. Vielleicht braucht derjenige, dessen Arbeit in Abläufen, Dienstplänen und medizinischen Anordnungen verschwindet, wenigstens auf dem Kopf einen Ort, an dem er selbst vorkommt. Die Ärzte dagegen müssen nichts hinzufügen. Der weiße Kittel spricht schon für sie.

Natürlich hatte ich dafür keinerlei Beleg.

Aber wenn man lange genug wartet, wird aus einem Krankenhausfoyer ein Theater. Menschen treten auf, verschwinden und erscheinen wenig später erneut. Bedienstete gingen von A nach B, von B nach C und wieder zurück nach A. Manche kamen in so kurzen Abständen an mir vorbei, dass ich unwillkürlich begann, ihnen Geschichten zu unterstellen. Ich sah Ärzte, Pflegerinnen, Nonnen, Besucher, Patienten und auffällig viele schwergewichtige Menschen. Alles musste einen Grund haben, irgendeine Regie alles koordinieren.

Einige Frauen hatten offenbar kein eigentliches Ziel im Krankenhaus. Sie nutzten den Getränke- oder Snackautomaten und meinten, sich mir gegenüber erklären zu müssen. Vielleicht warteten sie auf jemanden. Vielleicht waren sie nur für einen Schokoriegel hereingekommen. Vielleicht hatte ich sie gar nicht so genau angesehen, wie sie glaubten. Aber meine regungslose Anwesenheit machte mich offenbar zu einer Art stiller Instanz. Wer lange genug an derselben Stelle sitzt, sieht irgendwann aus, als gehöre ihm der Platz.

Und so begann ich, aus meiner Umgebung ein brechtsches Theater zu machen. Ich verteilte Rollen, erfand Motive, deutete Frisuren, Körper und Laufwege. Die Menschen handelten, und ich saß im Zuschauerraum. Von dort aus erschien mir ihr Tun mitunter abstrakt, komisch oder befremdlich.

Erst später bemerkte ich, dass die Umkehrung wahrscheinlich richtiger gewesen wäre.

Nicht die anderen verhielten sich merkwürdig. Sie gingen ihrer Arbeit nach, besorgten etwas, suchten jemanden, holten sich einen Kaffee oder liefen dorthin, wo sie gebraucht wurden. Ich dagegen saß seit neunzig Minuten nahezu unbeweglich an derselben Stelle.

Meine Starre machte die Bewegung der anderen befremdlich.

Eigentlich hätte ich mich selbst als den merkwürdigen Teil dieser Szene erkennen müssen. Es hätte mir aufgrund meiner Seherfahrung unangenehm sein können, mich so dauerhaft und unverändert wahrzunehmen. Stattdessen machte ich das Befremdliche meiner eigenen Lage an den anderen fest. Vielleicht geschieht das häufiger, als wir denken.

Wir halten uns selbst für den ruhenden Maßstab und die anderen für diejenigen, die sich auffällig bewegen. Ihre Kleidung, ihre Körper, ihre Lebensweise, ihre Worte und Gewohnheiten werden zu Zeichen, die wir lesen. Und während wir noch darüber nachdenken, was diese Zeichen bedeuten könnten, vergessen wir zu fragen, von welchem Platz aus wir sie eigentlich betrachten.

Nach einem solchen Tag begann ich, auch mein eigenes Leben von außen anzusehen. Sollte ich es nicht endlich optimieren?

Ich könnte abnehmen. Ich könnte meine Finanzen übersichtlicher ordnen. Ich könnte den Dachboden räumen, die Schränke durchsehen und mich von allem trennen, was ich in den nächsten Jahren vermutlich nicht mehr benötigen werde. Es gibt in meinem Leben genügend Bereiche, die sich verbessern, vereinfachen und vernünftiger strukturieren ließen.

Gleichzeitig sträubt sich etwas in mir gegen die Vorstellung, mein Leben wie einen schlecht geführten Betrieb zu behandeln.

Denn ich mag dieses Leben.

Ich mag den Garten, auch wenn er nicht überall so aussieht, wie ein Garten aussehen soll. Ich mag die Schriften, die in den vergangenen vierzig Jahren entstanden sind. Ich mag meine Lieder, meine Mathematik, meine Späße und Sprüche, meine Bilder und das Sammelsurium sozialer Beziehungen, die auf keiner ordentlichen Gästeliste zusammenpassen würden. Ich mag die verschiedenen Zeiten meines Lebens, die in diesen Dingen weiter anwesend sind.

Ist das Unordnung? Oder ist es Reichtum?

Auf dem Dachboden stehen ungefähr zweihundert Bilderrahmen, die ich auf Flohmärkten erworben habe. Ich werde sie nie und nimmer alle mit meinen abstrakten Künsten füllen. Daneben befinden sich Kisten mit Büchern über Philosophie und Chaostheorie, Kisten und Kistchen voller Schrauben, Nägel und Beschläge, kleine Motoren, Schleifpapier, alte Bedienungsanleitungen, Gegensprechanlagen und Bewegungsmelder.

Von all dem werde ich nur einen verschwindend geringen Teil noch gezielt verwenden.

Und doch liebe ich jene seltenen Augenblicke, in denen Handwerker ins Haus kommen und plötzlich feststellen, dass ihnen eine Kleinigkeit fehlt.

„Wir bräuchten jetzt eigentlich noch Schellen für die Elektrokabel.“

Moment!

Dann steige ich die Treppe hinauf, öffne eine der Kisten, greife beinahe ohne Suchen hinein und kehre mit den passenden Schellen zurück.

Was für ein innerer Sieg!

Für einen kurzen Augenblick ist das ganze System gerechtfertigt. Mein Dachboden hat seine Existenzberechtigung bewiesen. Ich bin nicht der Mann mit zu vielen Dingen. Ich bin der Hüter hilfreicher Möglichkeiten.

Natürlich ist auch das eine Inszenierung.

Die erfolgreiche Kabelschelle rechtfertigt nicht zweihundert Bilderrahmen. Sie beweist nicht, dass jedes aufgehobene Teil eines Tages seine Stunde haben wird. Vielleicht bewahre ich neben nützlichen Reserven auch Lebensmöglichkeiten auf, die längst nicht mehr meine sind. Vielleicht nehmen manche Dinge nur deshalb Raum ein, weil ich den Abschied von ihnen mit dem Abschied von einer früheren Möglichkeit verwechsle.

Zwischen Optimierung und Ausgestaltung muss es daher noch etwas anderes geben.

Vielleicht heißt es Kultivierung.

Kultivieren bedeutet nicht, alles wachsen zu lassen. Ein Garten, in dem niemals etwas entfernt wird, wird nicht reicher. Er wird irgendwann unzugänglich. Die kräftigsten Pflanzen überwuchern die empfindlicheren. Wege verschwinden, Licht wird genommen, und das, was man einmal angelegt hat, ist kaum noch zu erkennen.

Kultivieren bedeutet aber ebenso wenig, alles zu begradigen, was sich nicht sofort als nützlich ausweisen kann. Ein Garten ist kein Produktionsablauf. Er darf Ecken haben, Überraschungen, überwachsene Stellen und Pflanzen, deren Namen niemand kennt. Nicht alles muss einen Ertrag bringen. Manches darf einfach blühen.

Vielleicht müsste ich mein Leben also nicht optimieren, sondern kultivieren.

Dann wäre die Frage nicht mehr nur: Was kann weg?

Sie lautete: Was gehört noch zu meinem wirklichen Leben?

Welche Bücher stehen dort, weil ich weiterhin in ihnen denke? Welche Bilderrahmen warten tatsächlich auf ein Bild? Welche Schrauben bewahren eine Möglichkeit, die zu mir gehört? Und welche Dinge halten nur noch einen Menschen fest, der ich einmal hätte werden können, aber nicht geworden bin?

Die Unterscheidung ist schwieriger als jedes Aufräumprogramm. Denn sie lässt sich nicht allein nach Menge, Nutzen oder Wahrscheinlichkeit treffen. Manche Dinge sind nutzlos und gehören dennoch zu mir. Andere sind durchaus brauchbar, aber längst aus meinem Leben herausgefallen.

Die Schriften, die Lieder, die mathematischen Gedanken und die Bilder sind keine bloßen Bestände. Sie haben bereits Gestalt angenommen. Sie sind aus mir herausgetreten und können von anderen wahrgenommen werden. Selbst wenn sie in Schubladen liegen, tragen sie die Möglichkeit in sich, wieder in die Welt zu kommen.

Die ungeöffnete Kiste dagegen enthält zunächst nur die Möglichkeit einer Möglichkeit.

Vielleicht versperrt sie mir inzwischen sogar den Zugang zu dem, was ich wirklich hervorgebracht habe.

Das Krankenhausfoyer und mein Dachboden ähneln sich plötzlich. In beiden Fällen sitze ich gewissermaßen außerhalb und begutachte einen Bestand. Dort sind es Menschen, Körper, Frisuren und Wege. Hier sind es Dinge, Pläne, Gewohnheiten und Versäumnisse. Ich mache daraus ein Theater und verteile Rollen: nützlich und nutzlos, diszipliniert und nachlässig, reich und überladen.

Dabei müsste ich vielleicht zuerst meinen Platz verlassen.

Ich könnte natürlich jetzt auf den Dachboden gehen. Ich könnte eine Kiste öffnen und anfangen, Schrauben nach Größen zu sortieren. Vermutlich würde ich nach kurzer Zeit eine Bedienungsanleitung finden, deren zugehöriges Gerät seit zwanzig Jahren nicht mehr existiert. Ich könnte sie wegwerfen. Das wäre ein Anfang.

Draußen regnet es leicht.

Im Garten wächst das Unkraut. Ich könnte hinausgehen und im Regen jäten.

Dann sähe ich mehr von dem, was ich tue.

Und würde zudem noch gesehen.